

7. OKTOBER
STIMMEN AUS
ISRAEL

SUHRKAMP VERLAG
JÜDISCHER **VERLAG**



JÜDISCHER ALMANACH

der Leo Baeck Institute



7. Oktober

Stimmen aus Israel

Herausgegeben von Gisela Dachs
im Auftrag des
Leo Baeck Instituts Jerusalem

SUHRKAMP VERLAG
JÜDISCHER VERLAG

Gefördert durch:
Stiftung Irene Bollag-Herzheimer, Basel
Im Dialog. Evangelischer Arbeitskreis für das christlich-jüdische Gespräch
in Hessen und Nassau



Bundesministerium
des Innern

aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages

Redaktionelle Beratung: Irene Aue-Ben-David

Das Leo Baeck Institut (LBI) ist benannt nach der Symbolfigur der deutschen Judenheit im 20. Jahrhundert und besitzt Zentren in New York, London und Jerusalem sowie eine Wissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft in Deutschland. Es wurde 1955 in Jerusalem gegründet, um die Geschichte und Kultur des deutschen und zentraleuropäischen Judentums zu erforschen und zu dokumentieren.

Seit 1993 gibt das Leo Baeck Institut Jerusalem den Jüdischen Almanach heraus. Dies knüpft an eine alte Tradition an, die durch den Nationalsozialismus gewaltsam abgeschnitten wurde. Erstmals erschien ein *Jüdischer Almanach* im Jahre 1902.

Leo Baeck Institute:

Jerusalem: 33 Bustenai Street, Jerusalem 9322928, Israel; www.leobaeck.org
London: 2nd Floor, Arts Two Building, Queen Mary University of London, Mile End Road,
London E1 4NS, UK; www.leobaeck.co.uk
New York: 15 West 16th Street, New York, NY 10011, USA; www.lbi.org
Freunde und Förderer des LBI: Liebigstr. 34, 60323 Frankfurt am Main

Erste Auflage 2024

© für diese Zusammenstellung Jüdischer Verlag GmbH, Berlin, 2024;
für die einzelnen Beiträge bei den Autorinnen und Autoren
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für
Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlagabbildung: Cafe Racer/Shutterstock

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-633-54333-5

www.suhrkamp.de

INHALT

Zu diesem Almanach	7
AMIR TIBON 7. Oktober 2023, 6:29 Uhr	13
GAD KAYNAR KISSINGER Letztendlich	26
GERSHON BASKIN Geiselnverhandlungen	29
HANNE FOIGHEL Kopenhagen	49
ETGAR KERET Andacht	57
AYELET GUNDAR-GOSHEN Die Kraft einer Erzählung	63
ANDREA LIVNAT Vom »Platz der Demokratie« zum »Platz der Entführten«	72
DAVID GROSSMAN Noch immer stürzen wir in den Abgrund	79
NAVIT INBAR Street Art in Tel Aviv	88
DANIEL MAHLA Zwischen allen Fronten? Palästinensische Israelis und arabisch-jüdische Beziehungen nach dem 7. Oktober	96
ANNA SMOLIAROVA Gazastreifen, 40 Kilometer entfernt	107
ASSAF UNI Von Berlin nach Be’eri	115
FANIA OZ-SALZBERGER Kurzanleitung für Zionismus in schweren Zeiten oder: Warum ich trotz allem eine humanistische Zionistin bin	127

EVA ILLOUZ	Unter Opfern	134
JACQUES EHRENFREUND	Die Rückkehr des Krieges, die Juden und die Krise der Geschichte	143
ARAD NIR	Die Wiederkehr des Judensterns – wie israelische Medien die Opfermentalität jüdischer Israelis bestärken	155
KSENIA SVETLOVA	»Empathy Gap«	162
LILAH NETHANEL	07. 10. 2024	169
GHILAD H. SHENHAV	Messianismus und Tradition nach dem 7. Oktober: jüdischer Radikalismus . . .	180
GIDEON REUVENI	Über die Notwendigkeit und Möglichkeit der Versöhnung	190
Zu den Autorinnen und Autoren		201
Bildnachweis		204

Zu diesem Almanach

Der 7. Oktober 2023, der sogenannte Schwarze Schabbat, stellt für die Israelis eine Zäsur ohnegleichen dar. Fortan würde es in der Zeitrechnung, das war sehr schnell klar, nur mehr ein Davor und ein Danach geben. Das schiere Ausmaß des Massakers der Hamas, die ungeheuerliche Brutalität, die Geiselnahmen und der darauffolgende Krieg, so lange wie noch keiner zuvor in der Geschichte des Landes, haben die gesamte Nation traumatisiert. Sämtliche Grundfesten, auf denen man sich im eigenen Staat zu bewegen glaubte, scheinen erschüttert worden zu sein. Auf diesem brüchigen Boden muss ein Neuanfang stattfinden.

Zum ersten Jahrestag versucht der Jüdische Almanach einen Rückblick und eine Einordnung auf diese Ereignisse zu geben, die noch nicht zu Ende sind. Die Texte der Autoren, die diesmal alle aus Israel berichten, erzählen zum Teil ganz persönliche Geschichten, bei anderen handelt es sich um Ortsbesichtigungen, Momentaufnahmen, Selbstreflexion, Zustandsbeschreibungen und Zukunftsvisionen.

Im Aufmachertext beschreibt Amir Tibon, der 2014 in den Kibbuz Nahal Oz gezogen war, wie er am 7. Oktober zehn Stunden lang mit seiner Frau und den zwei kleinen Kindern im Schutzraum ihres Hauses in Todesangst ausharrte und sie am Ende von seinem Vater gerettet wurden. Es ist eine tragische Geschichte mit gutem Ausgang. Sie ereignete sich inmitten des Massenmordes an mehr als 1000 Zivilisten und der gewaltsamen Verschleppung von weiteren 240 Israelis, darunter Alte, Kranke, Frauen und Kinder. Zwei Gedichte von Gad Kaynar Kissinger widmen sich den Geiseln sowie

dem Massaker, das am 7. Oktober auch auf dem Musikfestival in der Nähe von Re'im, stattfand. Um das Schicksal der Geiseln geht es in dem E-Mail-Austausch zwischen dem Friedensaktivisten Gershon Baskin und einem hochrangigen Hamas-Vertreter. Baskin, der sich zuvor schon einen Namen gemacht hatte als Go-Between zwischen den Fronten, versuchte erneut einen Kommunikationskanal zu etablieren. Es funktionierte auch, bis sein letztes Schreiben am 30. Oktober unbeantwortet blieb. Hanne Foighel beschreibt anschließend, wie sie den Schwarzen Schabbat in Kopenhagen erlebt hat – genau 80 Jahre nachdem die Juden in Dänemark vor der Deportation durch die Nazis gerettet worden waren. Die in Tel Aviv lebende dänische Journalistin, deren Eltern und weitere Familienmitglieder zu den Geretteten gehörten, besuchte am 8. Oktober 2023 die Hauptveranstaltung dieser Feier, die in Anwesenheit von Königin Margarethe und der dänischen Ministerpräsidentin im Königlichen Theater Kopenhagen stattfand.

In Tel Aviv hat der Schwarze Schabbat bei Etgar Keret zum ersten Mal in 37 Jahren eine Schreibblockade ausgelöst. Er fuhr im Land herum, wollte Traumatisierten helfen, las dazu aus seinen Texten. In der ersten Kurzgeschichte, die Keret danach verfasste, verliert ein »armer asthmatischer Junggeselle« fast den Glauben, weil die Geiseln trotz seiner inständigen Gebete nicht freikommen – bis seine Nachrichtenapp plötzlich vermeldet, dass zwei Frauen aus Gaza zurückgekommen sind.

Die Schriftstellerin Ayelet Gundar-Goshen ist auch als Psychologin im Einsatz. Ihr Beitrag handelt vom Umgang mit Traumata und der Rolle, die dabei den Worten zukommen kann. Der Aufbau einer kohärenten und zeitlich eingegrenzten Erzählung sei notwendig, reiche aber allein nicht aus. Denn es gebe Geschichten, die uns heilen, und solche,

die uns verfolgen. In der Therapie lausche man diesen Geschichten und versuche, darin Augenblicke der Potenz zu finden oder herauszuarbeiten. Letztlich aber geht es noch um viel mehr: die Schaffung einer neuen, einenden Erzählung.

Niemand hat vergessen, in welchem polarisierten Zustand sich die Israelis vor dem 7. Oktober befanden. Gegen den geplanten Justizumbau waren monatelang Demonstranten auf die Straße gegangen. Der Streit spaltete das Land wie nie. Andrea Livnat beschreibt die unglaubliche Solidarität und Hilfsbereitschaft nach dem 7. Oktober und wie die Strukturen der Protestorganisationen von der Zivilbevölkerung genutzt wurden, um in fast allen Bereichen zu helfen – dort wo der Staat zunächst überfordert war und es teilweise auch immer noch ist.

Um die Zukunft der Gesellschaft geht es auch David Grossman. In seinem Essay fragt er danach, »wer wir (nach dem Krieg) sein werden«: Lassen sich mit so einem Feind Abkommen schließen? Gibt es überhaupt eine andere Wahl? Und wie werden wir – um niemals wieder so überrascht zu werden – lernen, ein volles Leben auf des Messers Schneide zu führen? Zu welchem Preis? Und wer wird dann noch im Land bleiben? Er schließt dabei die Möglichkeit nicht aus, dass die Schockwelle vom 7. Oktober auch die Wirklichkeit verändern könne.

Die Spuren des Schocks haben sich auch in das Gesicht von Tel Aviv eingegraben. Navit Inbar erzählt, wie sich seit dem Schwarzen Schabbat die Straßen mit subversiven Werken, intimen kleinen Bildern, riesigen Wandmalereien, Traueranzeigen und Street Lyrics gefüllt haben. Street Artisten zogen mit Sprühdosen und Pinseln los, vermittelten dabei nicht nur persönliche Gefühle und privaten Protest, sondern wollten auch bezeugen, erinnern, neue Narrative anstoßen. Sie

thematisieren die Verschleppten, die Soldaten im Feld, die unfreiwilligen Helden und das schreckliche Massaker.

Einen anderen Blickwinkel nimmt Daniel Mahla ein, dessen Beitrag sich auf die Dilemmata der in Israel lebenden Palästinenser fokussiert. Auf beiden Seiten war die Angst vor Gewaltausbrüchen zwischen palästinensischen und jüdischen Israelis groß, wie sie das Land im Mai 2021 erlebt hatte – zu Unrecht, wie sich herausstellte. Denn auch sie gehörten mit zu den Opfern am 7. Oktober, die Raketen aus Gaza unterschieden nicht nach Ethnie oder Religion. Gleichzeitig sind die arabischen Israelis nicht Teil des ethnonationalen Kollektivs, über welches sich der Staat definiert. So passt auch der Slogan vom »Gemeinsamen Siegen« nicht.

Nach Putins Krieg gegen die Ukraine im Frühjahr 2022 ist Anna Smoliarova von Sankt Petersburg nach Beer Sheva gezogen, nicht weit weg von Gaza. Jetzt lebt sie erneut in einem Land im Kriegszustand. In ihrem Beitrag lehnt sie den Vergleich allerdings ab. Denn während sich Russland – als Aggressorstaat – lautstark auf die Verteidigungsnatur seiner Aktionen beruft, müsse Israel im Gegensatz dazu wirklich verteidigt werden.

Assaf Uni lebt seit zwei Jahrzehnen als israelischer Auslandskorrespondent in Europa. Das macht ihn schon von Berufswegen zum Außenseiter, der »kaum langjährige Verantwortung für einen Ort oder eine bestimmte Zukunft« trägt. Er beschreibt, wie plötzlich all die Stricke, die ihn mit seinem Wohnort Berlin verbanden, in dem Moment nachgaben, als er am 7. Oktober auf seinem Bildschirm die weißen Hamas-Jeeps durch die Straßen von Sderot fahren sah.

Die Ideengeschichtlerin Fania Oz-Salzberger erläutert anschließend in ihrem Beitrag, warum sie – trotz oder gerade wegen aller postkolonialen Angriffe auf den Zionismus – weiterhin an dem Konzept als Teil ihrer Werte und ihrer

Weltanschauung festhält. Sie definiert sich dabei als humanistische Zionistin, ganz im Sinne Herzls, und sieht darin auch die intellektuelle Grundlage für jeden Einzelnen, der nach dem 7. Oktober noch auf eine Zweistaatenlösung hofft.

Eva Illouz beklagt sich über die globale Unmöglichkeit, heute gleichzeitig gegen Muslimfeindlichkeit und Antisemitismus zu sein. Sie führt das zurück auf eine drastische Veränderung des politischen Klimas, insbesondere im linken Spektrum, das einen »kollektiv an die Wand« drücke, weil man sich im Wettbewerb der Opfer für ein Lager entscheiden müsse.

In seinem Essay über die »Wiederkehr des Krieges, die Juden und die Krise der Geschichte«, sieht Jacques Ehrenfreund, der sich am 7. Oktober zu einem Sabbatical in Israel aufhielt, erneut das Postulat, dass die Juden sich dem Sinn der Geschichte stur widersetzen und damit Frieden und Einheit der Menschheit gefährdeten. Dieses »Grundraster des Antisemitismus« könne erklären, warum das schlimmste antijüdische Massaker seit 1945 im selben Moment auch die radikalste Kritik hervorrief.

Der Fernsehjournalist Arad Nir beschreibt, wie sich im jüdisch-israelischen Diskurs die Berichte von der grauenhaften Begegnung mit dem ultimativen Bösen am 7. Oktober schnell zu einem einzigen Wort verdichteten, mit dem alles gesagt sei: »Nazis«. Doch seien die Juden damals eine verfolgte Minderheit gewesen, ohne Staat, ohne Armee. Das ist heute anders. Arad Nir wirft vor allem den Politikern vor, diesen Vergleich zu verwenden, um sich von ihrer Schuld reinzuwaschen.

In ihrem Beitrag über den gravierenden Mangel an Empathie bei Israelis und Palästinensern nimmt Ksenia Svetlova ebenfalls Bezug auf die Medien, die das kollektive Bewusst-

sein prägen. Auf beiden Seiten falle es der Mehrheit schwer, den Schmerz und das Leid »des Anderen« anzuerkennen.

Doch genau das sei nötig, schreibt Lilah Nethanel. Man müsse jetzt Mut sammeln, um der »aufscheinenden Leere des Leids um uns herum« direkt ins Auge zu sehen. Sie kehrt in ihrem Essay zur israelischen und palästinensischen Literatur zurück, die sich um den Krieg von 1948 dreht.

In der rechtsextremen Öffentlichkeit in Israel wiederum hat der 7. Oktober messianische Vorstellungen von Landnahme und Wiederbesetzung befördert. Ghilad H. Shenhav wirft ein Licht darauf, wie radikale Krisenmomente in der jüdischen Geschichte immer schon den Kern des Glaubenssystems bedroht haben und in diesem Zusammenhang nach Rettungsstrategien gesucht wurde. Die messianische Struktur sei *eine* Antwort, um das Ansehen Gottes zu rehabilitieren.

Über das Motiv der Versöhnung schreibt abschließend Gideon Reuveni und nimmt den Beginn der deutsch-israelischen Beziehungen als Referenzpunkt. Den Weg dafür ebnete das deutsch-jüdische Wiedergutmachungsabkommen, das am 10. September 1952 in Luxemburg unterzeichnet worden war. Es zeige, dass selbst dann, wenn der Weg zur Verständigung versperrt scheint, die Grundlagen für einen Neuanfang geschaffen werden können.

Die Bildstrecke zeigt, wie der 7. Oktober das urbane Gesicht Tel Avivs durch Street Art und Graffiti geprägt hat.

Wir haben für diesen Band des Almanachs auch mehrere palästinensische Autorinnen und Autoren für einen Beitrag zum 7. Oktober angefragt. Diese Perspektive wäre uns sehr wichtig gewesen. Leider konnten wir dies nicht realisieren.

*Gisela Dachs
Jerusalem/Tel Aviv*

AMIR TIBON

7. Oktober 2023, 6:29 Uhr

Zuerst war da nur ein Pfeifen. Ein kurzes, lautes Kreischen, das durch unser Schlafzimmerfenster drang und uns anzeigte, dass über unserem Haus eine Mörsergranate aus dem Himmel fiel. Ich wachte nicht sofort auf. Das Geräusch war unheimlich, aber vertraut, und es mischte sich irgendwie in meine Träume. Miri, meine Frau, erkannte die Gefahr schneller. »Amir, wach auf, eine Granate!«, sagte sie und stieß mich mit dem Ellenbogen an.

Schlagartig war ich hellwach, Adrenalin durchflutete mich. Wir sprangen beide aus dem Bett, nur in Unterwäsche, und rannten den Flur hinunter zur geöffneten Tür unseres Schutzraums.

Eine Sekunde, zwei Sekunden, drei Sekunden. Wir erreichten das Zimmer und schlossen die schwere Eisentür hinter uns. Kaum waren wir in die Dunkelheit gehüllt, erschütterte eine schwere Explosion das Haus. Wir hatten es gerade rechtzeitig geschafft.

Der ersten Explosion folgte eine zweite, eine dritte – und dann immer mehr. Es war ein Sperrfeuer – ein schwerer, tödlicher Regen, der ringsum auf uns niederprasselte.



Als Bewohner von Nahal Oz, einer kleinen Gemeinde mit etwas mehr als 400 Einwohnern an der israelischen Grenze zum Gazastreifen, hatten wir Situationen wie diese schon erlebt. Nahal Oz, das in den frühen 1950er Jahren gegründet

wurde, liegt weniger als einen Kilometer vom Grenzzaun entfernt.

Wir fühlten uns sicher in dem verschlossenen Raum mit der schweren Tür und der stabilen Metallplatte vor dem einzigen Fenster, während die Mörsergranaten um uns herum einschlugen. Es ist zugleich das Schlafzimmer unserer beiden kleinen Mädchen.

Kaum hatten wir uns hingesetzt, lasen wir in unseren Telefonen, dass die Hamas, die palästinensische Terrorgruppe, die den Gazastreifen kontrolliert, nicht nur unsere Gemeinde angegriffen hatte, sondern auch Dutzende weitere Orte in Israel mit Mörsergranaten und Raketen beschoss. Wir hofften, dass die Mädchen noch ein wenig länger friedlich in ihren Betten weiterschlafen würden, für uns aber war die Nacht offenkundig vorbei. Wir mussten anfangen zu packen.



Miri und ich stammen beide aus Familien von Holocaustüberlebenden. Meine Großmutter verlor beide Eltern im Alter von dreizehn Jahren und kam als Flüchtling und als Waise nach Israel. Miris Großeltern überlebten die Belagerung von Leningrad durch die Nazis 1941 und wurden für den Rest ihres Lebens, trotz erfolgreicher beruflicher Laufbahnen, die Angst vor dem Hunger nicht wieder los. Für uns war die Notwendigkeit, Israels Grenzen zu schützen, keine Frage moderner Einwanderungspolitik oder der Kriminalitätsbekämpfung, sondern schlicht eine tief empfundene Einsicht, dass das einzige jüdische Land auf der Welt ohne sichere Grenzen ein unsicheres Land wäre, in dem sich die dunkle Vergangenheit unseres Volkes wiederholen könnte. In den Jahren nach der Staatsgründung Israels waren zivile

Gemeinden wie Nahal Oz, die direkt an der Grenze lagen, ein wichtiger Baustein für die Sicherheitsstrategie der jungen Nation.

Miri und ich teilten diese Auffassung, wenngleich wir glaubten, dass es langfristig nur einen Weg gab, echte Sicherheit für Israel zu erreichen, nämlich Frieden zu schließen mit allen Nachbarstaaten – insbesondere mit den Palästinensern, mit denen sich unser Land seit Jahrzehnten im Konflikt befindet und von denen viele bis zum heutigen Tag unter israelischer Militärbesatzung leben.



Um 6:45 Uhr fragte einer der Nachbarn, ob noch jemand ein Problem mit dem Strom habe. Wie aufs Stichwort fiel auch bei uns der Strom aus. Nun schrieben alle, dass sie sich in der gleichen Situation befänden. In den folgenden Minuten tauschten wir uns darüber aus, wer einen Raketenalarm gehört hatte und wer nicht. »Wir haben keinen Alarm gehört«, schrieb ich um 6:58 Uhr. »Miri hat nur das Pfeifen gehört, und dann sind wir gerannt.«

Für ein paar Minuten blieb es ruhig in der Gruppe. Dann hörten Miri und ich ein unheimliches Geräusch, das uns ängstliche Blicke austauschen ließ: Maschinengewehrfeuer. Die Schüsse kamen immer näher, nun klang es so, als kämen sie von der Ringstraße des Kibbuz – und damit weit innerhalb der Umzäunung von Nahal Oz. Dann wurde auch in unserer Nachbarschaft geschossen, direkt vor unserem Fenster. Als wir Schreie auf Arabisch hörten, verstanden wir, was vor sich ging.

Unser schlimmster Albtraum wurde Wirklichkeit. Die israelischen Verteidigungslinien, das dichte Netz von Zäunen, Überwachungskameras und anderen Sicherheitsanlagen, von de-

nen wir immer geglaubt hatten, sie würden uns vor der Terrorarmee auf der anderen Seite der Grenze schützen, waren durchbrochen worden. Die Hamas hatte es auf uns abgesehen.



Als wir die ersten Raketen hörten, schickte ich auch rasch eine Textnachricht an meine Eltern. Sie wohnen nur etwas mehr als eine Autostunde entfernt, in Tel Aviv, und ihr Tag hatte – wie ich später erfuhr – völlig anders begonnen als unserer.

Um 6 Uhr waren meine Mutter und mein Vater zum Strand gefahren, um schwimmen zu gehen, an einem der vielleicht letzten warmen Tage des Jahres. Als sie im Wasser waren, bemerkten sie israelische Kampfflugzeuge am Himmel – ungewöhnlich für einen Samstag, da staatliche Flugzeuge an diesem Tag aufgrund der jüdischen Schabbatgesetze üblicherweise am Boden bleiben.

Mein Vater Noam war ein pensionierter General der israelischen Armee, der mehr als drei Jahrzehnte in Uniform verbracht und einst IDF-Streitkräfte im Libanon und im Westjordanland befehligt hatte. Er sagte zu meiner Mutter Gali, einer pensionierten Schuldirektorin, dass dieser Anblick merkwürdig sei: »Ich frage mich, warum diese Flugzeuge gerade jetzt in der Luft sind.« Trotzdem gingen meine Eltern erstmal ins Wasser.

Kurz darauf, als ein Raketenhagel von Gaza auf Tel Aviv abgefeuert wurde, erhielten sie ihre Antwort. Als die Sirenen nicht verstummten, entschieden sie schließlich, dass es vernünftig sei, aus dem Wasser zu gehen und nachzufragen, was in unserem Teil des Landes vor sich ging. Als Erstes schickten sie eine Nachricht in unsere Familien-Chatgruppe, zu

der auch mein jüngerer Bruder (ein Truppenarzt beim Militär) und seine Frau gehören. »Wie ist die Situation in Nahal Oz?«, fragte mein Vater um 6:45 Uhr. »Viele Raketen«, antwortete ich. Das war, bevor wir die Gewehrschüsse und die Stimmen der Mechablim¹ gehört hatten. »Wir warten hier auf euch«, schrieb meine Mutter, womit sie uns einlud, zu ihnen nach Hause zu kommen, sobald es uns möglich wäre, unseren Schutzraum zu verlassen.

Um 7:15 Uhr war die Lage bereits viel gefährlicher geworden, und so schickte ich eine weitere Nachricht in die Familien-Chatgruppe, in der ich schrieb, dass sich Terroristen in unserer Nachbarschaft aufhielten, die in unser Haus schossen. »Mechablim sind in den Kibbuz eingedrungen. Wir sind unter Beschuss.«

Mein Vater rief sofort auf meiner Handynummer an. Flüsternd antwortete ich knapp, dass die Mädchen schliefen und wir alle bemüht seien, möglichst leise zu sein, unser Haus aber angegriffen werde.

Mein Vater sagte, er werde all seinen Militärkontakten schreiben. »Verhaltet euch ruhig«, mahnte er, bevor er auflegte. »Das ist das Allerwichtigste im Moment.«

Die Mädchen wachten kurz nach 8 Uhr wieder auf. Von draußen waren immer noch deutlich Schüsse zu hören, aber im Haus erschien es uns nun ruhig. Im abgedunkelten Zimmer schrieb ich an meinen Vater: »Die Mädchen verhalten sich wirklich gut, aber ich mache mir Sorgen, dass sie bald die Geduld verlieren und die Hamas uns dann hier drinnen hören wird.«

Carmel fragte noch einmal, ob sie draußen spielen dürfe. Galia sagte, sie müsse zur Toilette gehen. Wir erklärten ihnen, so ruhig wir konnten, dass es immer noch zu gefährlich sei, nach draußen zu gehen, und dass es einige Zeit dauern werde, bis wir das Zimmer verlassen könnten. Wieder reagier-

ten sie unglaublich erwachsen – mit ihrem stillen Einverständnis überraschten sie Miri und mich.

Und trotzdem ging ich davon aus, dass wir die Mädchen allenfalls noch eine Stunde ruhig und still halten könnten. Ich konnte nur hoffen, dass der Angriff innerhalb dieses Zeitfensters vorbei sein würde. Hilfe *musste* doch bald eintreffen.

Nur wenige Autominuten entfernt von Nahal Oz gibt es einen mittelgroßen Militärstützpunkt gleichen Namens, der normalerweise mit knapp 200 Soldatinnen und Soldaten besetzt ist. *Wie lange*, dachte ich, *kann es dauern, bis diese Soldaten in den Kibbuz gelangen und dieser Belagerung ein Ende setzen?* »Wir werden bald hier raus sein«, sagte ich zu Miri in dem Versuch, uns beiden Mut zu machen. »Das Militär weiß, was hier los ist.«

Ich wusste ja nicht, wie grauenhaft die Lage im Stützpunkt in genau diesem Augenblick war. Ich hatte noch keine Vorstellung von der Gesamtlage – wie hätte ich die auch haben sollen.

Doch eines kam mir gleichwohl in den Sinn: An diesem Samstag war der jüdische Feiertag Simchat Torah, der Höhepunkt einer einmonatigen Abfolge jüdischer Feiertage, die mit Rosch Haschanah, unserem Neujahr, begann. Der Feiertag selbst bedeutete Miri und mir nicht viel – wir sind keine besonders fromme Familie –, aber mir wurde klar, dass der nahe gelegene Stützpunkt vermutlich unterbesetzt war, da sehr wahrscheinlich viele Soldaten nach Hause geschickt worden waren, um das Feiertagswochenende bei ihren Familien zu verbringen. Vor 50 Jahren, fast auf den Tag, war Israel an Jom Kippur, dem jüdischen Versöhnungstag, gleichzeitig von Ägypten und Syrien angegriffen worden, die den jüdischen Staat überrumpelten, als sie einen Krieg zu einem Zeitpunkt begannen, an dem sich die Mehrheit der israeli-

schen Soldaten zu Hause bei ihren Familien aufhielt; nun schien es, als hätte sich die Hamas für den gleichen Schachzug entschieden.

Doch selbst als ich erkannt hatte, dass der Zeitpunkt des Angriffs die Reaktionszeit des Militärs negativ beeinflussen würde, war ich immer noch weit davon entfernt zu begreifen, wie furchtbar die Situation wirklich war: dass die Hamas mit ungefähr 200 Männern den Stützpunkt überfallen und ihn schon um 8:30 Uhr eingenommen hatte. Dutzende Soldaten waren dabei ums Leben gekommen, darunter fast 20 Feldaufklärerinnen, *spotter*, Soldatinnen des Nachrichtendienstes, die Israels gigantisches Netzwerk von Kameras entlang der Grenze observierten.

Das Massaker auf dem Stützpunkt hatte unsere eigene Lage noch verzweifelter werden lassen. Die Soldaten dort waren unsere größte Hoffnung auf ein rasches Ende der Invasion in unseren Kibbuz gewesen, doch nun waren sie tot oder saßen fest. Einige Überlebende kämpften verzweifelt gegen die zahlenmäßig überlegenen und besser bewaffneten Hamas-Kämpfer, die mit Gewehren, Handgranaten, Panzerfäusten und Panzerabwehrraketen angerückt waren. Die meisten IDF-Soldaten, die völlig überrascht worden waren, trugen nur Handfeuerwaffen und – im besten Fall – einige Magazine Munition bei sich. Andere Überlebende versteckten sich so gut es ging und setzten selbst verzweifelte Hilferufe ab. Da der Stützpunkt außer Gefecht gesetzt worden war, war die Chance, dass eine größere Militäreinheit schnell eintreffen würde, um uns aus der akuten Gefahr zu retten, nicht länger existent. Gnädigerweise wussten Miri und ich von alledem nichts.

Zehn Minuten vergingen, dann noch fünfzehn, und wir saßen weiterhin fest. Nun wurde auch noch unsere Handyverbindung instabil – wahrscheinlich, weil so viele Menschen